



FRIEDEMANN
KARIG

DSCHUNGE

roman

ullstein 

F R I E D E M A N N

K A R I G

DSCHUNGEL

r o m a n

U L L S T E I N

»Wieso, er ist ja nicht tot.« Sie hob die Hände abwehrend, riss die Augen auf. Schön waren sie. So dunkel.

»Aber es könnte sein ...«, sagte die andere und biss sich auf die Zunge.

Ich wusste in genau diesem Moment, als mich alle anstarrten, dass er nicht tot war. Er konnte nicht tot sein, durfte nicht tot sein. War nicht tot, solange ich ihn suchte. Und noch etwas anderes begriff ich: Ich war ein Außenseiter. Ein Problem. Ein Schatten auf ihrer Sonne.

»Danke euch jedenfalls.« Ich wollte gehen.

»Bleib doch«, sagte die Anführerin, »und trink einen mit uns.« Als sie den Arm nach mir ausstreckte, um mich zurückzuhalten, entdeckte ich die Tätowierung auf ihrem Unterarm: *Wanderlust* stand da, in kleinen eckigen Buchstaben. Die Stimmung war umgeschlagen. Nicht mehr unbeschwert. Die Anführerin merkte so etwas. Deshalb war sie die Anführerin. Weil sie etwas dagegen tat. »Seriously«, sagte sie und tippte auf sein Foto, »wenn ich ihn gesehen hätte, so einen hätte ich mir gemerkt.«

Alle lachten.

»Bist du nur deswegen hier?«, fragte mich eine. »Also nur wegen deines Freundes?«

»Ja.«

»Ah, ihr Deutschen seid immer so ernst, immer muss etwas erledigt werden.«

Sie meinte es lustig, verschuldete aber nur das nächste peinliche Schweigen.

»Zum ersten Mal in Kambodscha?«, fragte eine endlich.

»Ja.«

»Warst du schon in Myanmar?«

»Nein. Aber ich würde gern mal hin«, log ich.

»Die Flüge sind ziemlich teuer«, sagte eine andere. »Zumindest ist es da noch nicht so touristisch.«

»Wart's ab, die sind als Nächstes dran. Erst Thailand, dann

Vietnam, jetzt Kambodscha und bald sicher Myanmar«, meinte die mit den Locken.

Das Gespräch nahm eine andere Richtung. Es war okay. Sie wussten nichts, wozu weiter spekulieren. Sie schenkten mir Wein in ein benutztes Glas, an dem ein wenig Lippenstift hing. Ich trank und erkundigte mich, woher sie kamen. Valencia, sie sprachen es *Balencia* aus. Wieder was gelernt.

Die Mädels bestellten eine Runde Shots, irgendetwas Rotes, Scharfes mit Tomate. Sie hielten sich die Nase zu und warfen die Köpfe zurück, damit das Zeug möglichst schnell in ihre Rachen schoss. Ich versuchte es auch, musste husten. Zwei klopfen mir auf den Rücken. Ich hatte Tränen in den Augen.

Nach der zweiten Runde stand auf einmal ein Typ neben mir am Tisch: lange braune Haare, die ihm auf die Schultern fielen, ein Tanktop, das seine dünnen tätowierten Arme freigab, Brusthaar, dunkle Haut, lustige Augen. Er klatschte in die Hände und lächelte breit. So stellte ich mir einen Gaukler vor, einen Glücksritter, der immer auf die Füße fiel, wie eine Katze, die erst heimkam, wenn es etwas Ordentliches zu essen gab. Er begrüßte die Mädchen mit Küsschen, jede Einzelne stand kurz auf, ein paar Wörter Spanisch flogen herum.

»Auf den Alkohol, die Ursache und die Lösung all unser Probleme«, rief er, streckte ein Glas von sich, und wir tranken einen weiteren Shot. »Hey, man«, sagte er dann und gab mir die Hand.

»Hey«, sagte ich.

»Darf ich mich vorstellen: My name is Luca. I live on the second floor.«

Ich lächelte. Der Song war älter als wir beide. Endlich jemand, der wie ich die alten Sachen liebte. Aber ich war nicht schnell genug, um darauf einzugehen.

»Ex-Salesman«, fuhr Luca fort. »Feminist, Bassgitarrist und inzwischen Hausmagier dieses bescheidenen Etablissements.«

Alle lachten.

»Er sucht seinen Freund«, sagte die Anführerin und hielt Luca mein Handy hin, auf dem Felix noch leuchtete. »Der ist hier irgendwo verschwunden.«

»Verschwunden«, wiederholte Luca gedehnt, griff nach einem Messer. »Du meinst verschwunden – so wie dieses Messer?« Er hatte es in die rechte Hand genommen, die Faust um den Griff geschlossen, bis nur noch ein Teil der Schneide herausschaute. Jetzt schlug er zweimal mit der linken Hand gegen die rechte.

»Poff, Poff!«, rief er – und das Messer war weg. Seine Handflächen waren leer. Er zeigte sie dem ganzen Tisch, grinste mich an, die Mädchen schlugen ihm begeistert auf die Oberschenkel.

»Wenn jemand einen Menschen wieder auftauchen lassen kann, dann er!«, sagte eine.

»Luca, mach den Trick mit dem Tischtuch!«, rief die Anführerin.

»Nicht schon wieder!«, die nächste.

»Na, komm schon!«

»Ich kann nicht«, sagte er und streckte die Arme aus. Ich suchte seine Gestalt nach dem Messer ab. Es war nirgends zu sehen.

»Wieso nicht?«

»Verbot von der Chefin.«

»Ach komm.«

Er beugte sich vor, bis wir auf Augenhöhe waren, und raunte mir zu: »Na, Gringo, glaubst du an Magie?«

Ich musste lächeln, die Mädchen blickten mich erwartungsvoll an. Mein Mund brannte von den Shots. Ich wollte das Richtige sagen.

»Nein«, sagte ich auf Englisch, das mir jetzt leichter über die Lippen ging, »aber wenn du ein echter Zauberer bist, dürfte es dein einfachster Trick sein, mich zu bekehren.«

Luca donnerte eine Hand auf meine Schulter. »¡Cabrón!«,

rief er, die Spanierinnen lachten, ich hatte wohl etwas richtig gemacht. »Ich werde dir die weiße und die schwarze Magie zeigen, auf dass du zu Hause ...« Er hielt inne. »Woher kommst du noch mal?«

»Deutschland.«

»Hervorragend. Ein deutscher Rationalist, ein Skeptiker, ein Ingenieur! Also, auf dass du es zu Hause erzählst, in allen Städten und Dörfern, auf Brücken und Bühnen: Luca, der große Magier, lebt in fucking Kambodscha in einem Hostel am Meer und kann Tischdecken wegzaubern!«

Alle klatschten in die Hände und plapperten durcheinander, auch ich musste lachen, das erste Mal, seit Lea mich abgeholt hatte. »Konzentration!«, mahnte Luca mit gespielter Strenge, und: »Achtung!«

Wir rückten mit unseren Stühlen zusammen, setzten uns aufrecht hin wie brave Schüler. Der Zauberer drängte sich zwischen der Anführerin und mir an den Tisch, ging in die Knie, strich sich auf beiden Seiten die Haare hinter das Ohr, eine Strähne befreite sich sofort und hing ihm ins Gesicht, er pustete sie weg, als wäre das ein erster Trick. Er fasste das Tischtuch an seiner schmaleren Seite mit beiden Händen, mit den Daumen genau auf einem weißen Quadrat, vermutlich war das wichtig für den Zaubertrick? Auf dem Tuch standen sechs Teller mit Löffeln und Gabeln, sechs Gläser mit Wein, eine leere Flasche Rotwein, eine halbvolle, die sieben Shotgläser, dazwischen lagen ein scharfes Messer (vielleicht hatte Felix damit den Tisch vernarbt?), diverse Handys, gewebte Geldbeutel in bunten Farben, ein *Lonely Planet Camboya*, zwei Packungen Marlboro Gold, vier bunte Feuerzeuge, eine Tube Sonnencreme, ein voller Aschenbecher, eine brennende Kerze in einem Meer von Wachs auf einem kleinen Teller, zwei Flaschen Wasser, mehrere Dollar und ein paar kambodschanische Geldscheine mit geheimnisvollen Schriftzeichen.

»Ladies and Gentlemen«, rief der Zauberer, »lassen Sie sich von mir entführen in das Reich der Fantasie! Was Sie jetzt erleben werden, ist die Macht der weißen Magie.« Er räusperte sich, hob mit extra geschwollener Stimme wieder an: »Ein kambodschanischer Mediziner offenbarte mir ihre Geheimnisse, vor langer Zeit, tief in den Kardamombergen ...«

Ich spürte den Alkohol. Meine Gedanken drifteten ab, zu Felix, zu einem möglichen Voodoo-Zauber. Ich könnte Luca das Bild vorlegen, dazu die Haarsträhne aus der Halskette. Wenn er ein echter Magier war, könnte er Felix' Aufenthaltsort auspendeln. Oder aber seinen Geist beschwören.

»Abrakadabra!« Mit einer blitzschnellen Bewegung riss Luca das Tischtuch zu sich, ein volles Weinglas landete auf meinem Schoß, ich griff reflexhaft danach und rette immerhin ein Viertel seines Inhaltes. Alles andere flog rechts und links an mir vorbei. Es klang wie ein Tsunami, die Mädchen riefen »¡puta madre!«, es klirrte und schepperte. Der Tisch war leer. Der Fußboden voll. Der ganze Raum hielt den Atem an.

»Schon wieder nicht geklappt«, sagte Luca in die Stille. Er sah traurig aus – oder spielte er nur sehr gut? Die Spanierinnen schauten auf die Katastrophe. Für eine Sekunde war alles ruhig. Dann kreischten sie los, lachten und klatschten ihm auf die nackten Oberarme. Dita war zum Glück nirgends zu sehen.

»Vielleicht sollte ich das Tischtuch einfach verschwinden lassen«, sagte Luca, »so wie das hier.« Er grinste, griff mir hinter das Ohr – und hatte auf einmal das Messer in der Hand. »Sorry wegen deines Freundes, übrigens. Ich kannte ihn nur flüchtig.« Er hielt es mir vors Gesicht, wie um zu sagen, dass er den wichtigsten Gegenstand gerettet hatte. »Lustiger Typ, ist aber schon länger weg. Keine Ahnung, wohin. Diese Nächte hier radieren dir das Gehirn aus.«

Nach dem Essen spürte ich plötzlich, wie müde ich war. Der Jetlag drückte mich wie eine riesige Welle ins Dunkle, nahm mir die Luft, mein Kopf wurde unerträglich schwer. Ich stand auf, winkte in die Runde.

»¡Buenas noches!«, riefen die Spanierinnen fröhlich. Sie wollten mit Luca weiterziehen, in ein anderes Hostel, wo es *Free Shots* gab. Als ich sie aus roten Augen anglotzte, gaben sie es auf, mich zum Mitkommen zu überreden.

Ich torkelte zu meinem Zimmer. Fiel auf das Bett. Jetzt erst merkte ich, dass dem Kopfkissen der Bezug fehlte. Noch einmal aufstehen? Niemals. Es war egal. Ich war tot.

Eine letzte Nachricht.

Lea, schrieb ich, ich bin im Hostel. Es ist okay. Noch keine echte Spur. Aber er war hier. Und ich habe einen Zauberer kennengelernt. Den schlechtesten Zauberer der Welt. Aber immerhin Magie. Ich hoffe, dir geht es gut. Ich küsse dich.

Senden.

Ich lag da. Der Ventilator surrte. Rechts über mir schnarchte jemand.

Lea, noch was: Es ist doch wahnsinnig, dass wir beide gleichzeitig existieren, aber an anderen Enden der Welt. Jetzt, in dieser Sekunde, machst du irgendwas (offensichtlich nichts mit dem Handy). Ich finde das höchst fragwürdig. But: I tell you baby, you will never find another girl, in this heart of mine!

Das Telefon glitt mir aus der Hand, auf die Nase. Die Matratze war viel zu weich, ich verschwand in einer Kuhle. Jemand kam ins Zimmer, suchte etwas, ging wieder. Es war heiß. Unerträglich heiß. Wenn der Ventilator sich in meine Richtung drehte, wurde es plötzlich kalt. Sein Wind ließ den Schweiß auf meiner Haut zu Blitzeis gefrieren. Ich hatte Angst, mich zu erkälten. Ich war zu müde, um zu schlafen. Trotzdem driftete ich irgendwann unter einer Welle weg, spürte nichts mehr, fiel tief. Dann kamen die Moskitos.

Erst einer, in meinem Ohr, laut wie ein Flugzeug. Der andere stach mich in die Hand. Der dritte, hungriger, höhere Frequenz, drei Stiche am Bein. Ich ließ sie saugen. Es juckte wie die Hölle. Die Müdigkeit war stärker. In meinem Kopf trocknete der Alkohol langsam zu Beton. Der Kater setzte schon ein. Ich musste pinkeln. Ich versuchte, alles zu ignorieren.

Wo ist Felix?

Ich verbot mir die Frage. Spaltete sie auf in möglichst kleine, banale Details. Hatte er auch wach gelegen in den ersten Nächten? Bis er sich an den Lärm, die Hitze, die Moskitos gewöhnt hatte? Nein, er konnte immer gut schlafen. Oder so tun. Schlaflosigkeit kam in seinem Wortschatz nicht vor. Aber was hatte er hier gesucht? Wie bekam ich den Wein morgen aus meiner Hose?

Als die ersten Vögel laut wurden, schlief ich ein. Ich träumte, dass Felix von einem Palast stürzte, nachdem er über eine Absperrung geklettert war. Vermutlich hatte ihn jemand gehetzt. Ich fahre hin, steige hoch, da ist Felix. Ein gesichtsloser Mann verfolgt ihn, jagt ihn, er schwingt über das Geländer, ihm schwindelt vor dem Abgrund, er dreht sich um. Der Mann ist Felix und lacht.

»Glaubst du an Magie, Herr Doktor?«, ruft er.

Erst als der Letzte, ein Amerikaner, der besorgniserregend geschnarcht hatte, das Zimmer verließ, wachte ich auf. Zählte die Stiche: siebzehn. Einen konnte ich nicht finden, ganz sicher hatte es auch am linken Ellenbogen gejuckt, die halbe Nacht fürchterlich gejuckt, aber jetzt war da nichts. Konnte man einen solchen Reiz, an der Grenze zum Schmerz, träumen?

Ich stand auf, nahm eine Aspirin, ging zum Frühstück. Lauter neue Gesichter. Normalerweise wäre mir das nicht aufgefallen. Aber jetzt schaute ich genau hin, wessen Achselzucken, Kopfschütteln, Bedauern ich am Abend zuvor schon einmal gesehen

hatte, wenn andere Gäste zufällig an unserem Tisch haltgemacht hatten. Von den Spanierinnen keine Spur. Auch Luca, der Zauberer, war nirgends zu sehen.

Ich war allein.

MUTPROBE

ICH ERKANNTESCHON VON WEITEM, dass ihn etwas aufregte. Er balancierte auf der Wippe hin und her, brachte sie zum Kippen, fiel runter, stieg wieder hoch. Als ich am Spielplatz ankam, sprang er ab und lief auf mich zu. Jeden Tag trafen wir uns hier, heute war ich spät dran. Erst die Hausaufgaben! Über meine Hefte gebeugt, bildete ich mir ein, ihn rufen zu hören. Das letzte Ergebnis in Mathe erriet ich, kritzelte es hin, ließ den Stift fallen, rannte los. Ich wusste, wohin. Wir warteten aufeinander, wir wollten alles, wir waren elf.

»Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?«, fragte er mich, und ich dachte, er würde sowieso keine Antwort abwarten. Doch er fieberte mich aus großen Augen an, führte mich zur Wippe. Wir setzten uns. Hatte er wieder etwas Verbotenes gefunden, vielleicht ein Heft mit nackten Frauen, und es in seiner Matratze versteckt? Als ich schon dachte, seine Lippen würden gleich platzen vor Ungeduld, da fragte er noch mal: »Geheimnis? Ja oder nein?«

Hat eigentlich irgendjemand in der Geschichte der Menschheit schon einmal *nein* auf diese Frage geantwortet? Wenn, dann sicherlich kein Elfjähriger. Und der Elfjährige, an den ich mich erinnere, akzeptierte kein Nein.

»Ja«, sagte ich, »klar.«

Sofort kullerten die Worte aus ihm heraus wie Murmeln, rollten die Wippe hinunter in den Sand des Spielplatzes und funkelten uns an: Die Jungs, die älteren, also der Matze und der Mehmet und noch ein paar andere, die seien heimlich zum

Stauwehr, sie hätten dort ein Lager, von dem niemand wisse, außer ihm, und jetzt mir, aber ich müsse schwören, zu niemandem ein Wort, sonst würden sie mir die Zunge abschneiden – doch!

»Das haben sie schon mal bei einem gemacht, ehrlich.«

Zu niemandem ein Wort.

Ich wiederholte.

Zu niemandem ein Wort.

Also, fuhr er fort, die Jungs seien da gestern hin, hätten sogar dort übernachtet, voll ausgestattet sei das Lager, wie bei Robin Hood. Mit Feldbetten und geheimen Eingängen und Fluchtwegen, falls die Erwachsenen auftauchten. Denn sie hüteten dort allerlei Dinge, die die Erwachsenen nicht finden durften. Hefte mit nackten Frauen. Und Flaschen.

»Jack Daniels«, sagte er.

»Jacky«, sagte ich, weil das dazugehörte, wenn jemand *Jack Daniels* sagte.

»Genau«, sagte Felix.

Dann schwiegen wir. Es war ein warmer erster Frühlingstag. Bald würde Sommer sein. Allerdings konnte das Wetter jeden Tag umschlagen, die Knospen erfrieren lassen und die Menschen enttäuschen.

Nach zwanzig Sekunden sprang Felix hoch, kletterte wieder auf die Wippe, ganz Nerven und Arme und Beine. Ich stand auf, damit er im Stehen wippen konnte, und versuchte nachzudenken. Ich kam nicht weit, er ließ mich nicht.

»Wir müssen dahin«, rief er und balancierte auf den Mittelpunkt der Wippe zu.

»Wir dürfen da nicht hin«, sagte ich.

»Ich weiß. Aber wir müssen.«

»Wenn uns jemand erwischt. Dein Vater.«

Ein Blick von oben, als sei ich schuld an einem Unfall.

»Wenn wir uns beeilen und gleich wieder zurücklaufen, sind wir zu Hause, bevor es dunkel ist«, sagte er.

»Aber wenn die Jungs uns erwischen«, sagte ich.

»Wir gucken nur mal.«

»Die haben bestimmt Alarmsysteme.«

Er schaute mich an. Daran hatte er nicht gedacht.

»Wir müssen da aber hin«, sagte er mit gequältem Gesichtsausdruck. Ich wusste, dass es, wenn man es genau durchdachte, so wie bei den Matheaufgaben, an denen er oft scheiterte und ich nie, nur ein richtiges Ergebnis gab. Und dass er im Endergebnis seiner Rechnung leider recht hatte. *Wir* mussten gar nichts. Aber *er* musste. Er konnte nicht hier bleiben, auf dem Spielplatz, während die Jungs am Stauwehr in ihrem Lager saßen und Dinge taten, so geheimnisvoll, dass er nicht einmal Worte dafür hatte. Sie waren zwei Jahre älter als wir. Sie hatten Hefte. Und Jacky. Dort war der Himmel. Das machte das Hierbleiben zur Hölle. Er musste hin. Und deshalb musste ich mit. Als Teilmenge von *Wir* hatte ich immer das gleiche Vorzeichen wie er. Obwohl ich das Stauwehr nicht mochte.

Den Fluss hoch im Wald lag dieser Ort, so verflucht wie anziehend, seit zehn Jahre zuvor der Vater von irgendwem dort nachts ertrunken war, sicherlich besoffen. Sehr verboten! Nirgends stand ein größeres Schild als vor dem Tor zum Stauwehrübergang. Mit Totenköpfen und Strichmännchen, die in das gezackte Wasser stürzten. Die Staustufe war zwar nur knapp zwei Meter hoch, und der Fluss führte selbst im Frühling nie viel Wasser. Dennoch konnte man darin ertrinken, zumal nachts, wenn dort vollkommene Dunkelheit herrschte. Aus all diesen Gründen war das Stauwehr berüchtigt – vor allem bei den Jungs unter achtzehn, die etwas tun wollten, was auf jeden Fall verborgen bleiben sollte.

Wir marschierten los. Vom Spielplatz aus an der Kirche vorbei. Ein Stück die Hauptstraße entlang, ortsauswärts, immer zwischen den Adern des Asphalts, Felix trat nie darauf, schon gar nicht, wenn wir auf einer Mission waren. Er glaubte, es

bringe Unglück, wenn jemand auf eine Linie trat. Ich versuchte meine Schritte seinen anzupassen. Hinter den letzten Häusern traf man auf den Fluss, dem man einfach nur folgen musste, bis zum Wehr.

»Ein Lied«, forderte Felix, vielleicht zur Ablenkung, als wir im Gänsemarsch Richtung Fluss einschwenkten und die Geräusche der Straße immer leiser wurden.

»Bist du bescheuert?«, rief ich und schlug mir theatralisch mit der flachen Hand auf die Stirn – ich würde einen Punkt machen können!

»Wieso, kannst du nicht mehr singen?«, fragte er.

»Willst du noch auffälliger sein?« Ich blieb stehen. »Zwei Jungen auf dem Weg zum Wehr, am späten Nachmittag, ohne Begleitung von Erziehungsberechtigten oder älteren Geschwistern?«

Er presste Luft durch seine Zahnlücke, ein Geräusch, das wohl bedeuten sollte: Schon gut, schon gut.

»Außerdem werden sie Späher aufgestellt haben.«

Er lachte. »Ich mag, wie du denkst.«

Und was für einen Punkt. Ich beschloss, für den Rest der Mission den Schweiger zu geben. Mehr als »Ich mag, wie du denkst« ging sowieso nicht.

Wir hörten das Tosen des Wassers, bevor wir es sahen – Tauwasser, das noch aus den Bergen kam, während hier unten schon fast Sommer war. Wir gingen am linken Ufer entlang, stumm, im Gleichschritt. Zwischen den Bäumen blitzte der graue Stahl der Anlage hervor, die quer über dem Fluss lag wie der Rüssel eines riesigen Elefanten. Oberhalb des eigentlichen Stauwehrs führte eine Art umgekippte Leiter über das Wasser, für Arbeiten an der Anlage. Zu beiden Seiten war sie von einem Tor versperrt. Daran hingen die warnenden Totenkopf-Schilder. Wir wussten beide: Das Lager konnte sich nur auf der anderen

Seite befinden, wo die Bäume dichter waren, eine garagengroße Umspannstation vor sich hin witterte, ein uralter Traktor verrostete. Wir mussten über den Fluss. Und wenn wir nicht nass werden wollten, mussten wir über das Wehr.

Felix ging voran.

Das Tor zum Übergang war nicht das Problem, es war nur so hoch, wie wir greifen konnten, kein Stacheldraht, nicht einmal scharfe Zacken auf der oberen Kante. Man musste lediglich den Fuß oben richtig aufsetzen, so dass man in einem Schwung rüberkam, nicht hängenblieb und sich verletzte. Solche Tore gab es auch am Sportplatz und an der Grundschule. Ich machte es wie Felix, zog mich hoch, drückte mich ab und landete auf der anderen Seite neben ihm. Er sondierte bereits den Übergang. Es gab nichts, woran man sich festhalten konnte, außer dem dünnen Metall unter uns. Wir mussten auf allen Vieren gehen und die Streben wie die Tritte einer waagrechten Leiter nehmen. Man konnte eigentlich nicht hinunterfallen. Aber wenn, stürzte man erst auf die Kante der schmalen Mauer des Wehrs, dann die Staustufe hinunter ins Wasser, das dort entweder nicht tief genug oder von gefährlichen Strudeln durchzogen war. So muss der Vater damals ertrunken sein, ein erwachsener Mann, ein guter Schwimmer.

»Los«, sagte Felix, »vielleicht beobachten sie schon das Wehr.«

Er fing an zu krabbeln, eine Strebe nach der anderen.

Ich folgte ihm.

Das Wasser unter uns schäumte in purem Weiß. Kalt spritzte es nach oben. Die Streben waren nass und glitschig. Ich packte sie immer erst mit beiden Händen, bevor ich die Füße so weit wie möglich nach vorn setzte, mich zu einer Kugel krümmte und die nächste packte. Felix war schneller. Er hatte bereits die Hälfte geschafft, als er den Kopf zu mir drehte. »Wir müssen rüber«, zischte er. »Hier sind wir ihnen schutzlos ausgeliefert.«

Ich stellte mir kurz vor, wie aus dem Gebüsch auf der anderen Seite plötzlich Pfeile flogen. Giftpfeile. Oder glühende Steine, aus Steinschleudern. Wäre es nicht besser, sofort den Rückzug anzutreten, sich fallenzulassen, in einem waghalsigen Manöver flussabwärts zu entfliehen? *Man hat keine Leiche gefunden*, schoss es mir durch den Kopf. Wie bei Professor Moriarty, dem Gegenspieler von Sherlock Holmes, der die Reichenbachfälle hinuntergestürzt war. Oder wie bei dem Mann, der hier ertrunken war. Erst nach drei Wochen hatte man den Leichnam geborgen, er war kaum zu identifizieren gewesen. Vielleicht, dachte ich, steckte ja eine weitere Leiche da unten fest? Halb aufgefressen von den Fischen? Ein Schauer überlief mich. Irgendwo wurde bestimmt jemand vermisst, und vielleicht kletterte ich gerade über ihn hinweg.

»Komm schon«, sagte Felix. Der Abstand zwischen uns war auf drei Meter angewachsen. Ich gab mir Mühe, aber meine Schienbeine stießen ständig schmerzhaft gegen den Stahl. Im dünnen Abendlicht sah man von der anderen Seite wenig. Was, wenn sie uns dort abfangen?

Aber dann war Felix drüben. Betrat die erste Betonstufe, noch halb über dem Wasser. Endlich erreichte auch ich das Ufer. In diesem Moment waren wir am verletzlichsten. Wenn sie uns jetzt angriffen, hätten wir keine Chance gehabt.

Doch nichts passierte.

Der Weg führte schräg nach rechts zu dem Trafohäuschen. Ein grauer Bau, rohverputzt, mit einem drei Meter hohen Turm, von dem aus Leitungen sich bis zu Dingen spannten, die wie riesige Lockenwickler aussahen.

»Kein Feindkontakt«, flüsterte Felix.

Ich schwitzte. Wir lauschten. Das Wasser war so laut, man würde eine Attacke erst mitbekommen, wenn einem der Kopf schon von einem Volltreffer klingelte. Ich lugte vorsichtig aus unserer Deckung hervor.

Nichts.

Ein Vogel landete drei Meter vor uns. Er pickte herum. Hob wieder ab. Etwas glänzte dort im letzten Licht, das durch die Wolken drang. Felix richtete sich langsam auf. Schlich zu der Stelle, wo der Vogel gewesen war. Ich sicherte seine Position vom Baumstamm aus.

Er kniete sich hin und las ein Snickers-Papier auf. Schaute mich an. Ich nickte. Er ließ es sinken.

»Sie sind hier irgendwo«, sagte er.

»Aber das Lager ist bestimmt nicht direkt hier. Zu gefährlich.« Er betrachtete die Umspannstation. Dann entschied er: »Wir schwärmen aus.«

»Wir sind nur zu zweit«, gab ich zu bedenken.

»Das sagt man nur so. Soll heißen: Wir suchen getrennt, aber in Sichtweite.«

Er ging los, flussaufwärts. Mir blieb der Feldweg. Oder tiefer in den Wald vorzudringen. Ich entschied mich für den Wald. Weg von der Zivilisation. Näher bei ihm. Jetzt, da wir so weit gekommen waren, wollte ich das Lager unbedingt finden. Mit ihm dort zusammen hausen, es ausbauen zu einer Festung.

Ich steuerte auf eine große Tanne zu, mit einem enorm breiten Stamm. Sollte ich die Tanne links oder rechts umrunden? Links würde ich zu Felix aufschließen. Rechts würde ich außer Sichtweite geraten. Irgendetwas riet mir, den Mittelweg zu wählen. Ich entdeckte eine Lücke im Gestrüpp der Tanne, schob zwei dicke Zweige auseinander, und stand auf einmal in einem Raum. So hoch wie ich. Schräg abfallend mit dem Geäst der massiven Tanne. Von außen drang kaum Licht hinein. Umgekehrt gelangte das Licht der Stirnlampe, die am Stamm der Tanne hing, auch nicht nach außen. Schemenhaft erkannte ich zwei Nachtlager am Boden, Schlafsäcke, Flaschen, und in der Mitte, in ein Kartenspiel vertieft, für das die Lampe gerade genug Licht gab, den Matze und den Mehmet. Matze hatte raspelkurze blonde

Haare, Mehmet genauso kurze schwarze. Sie saßen sich gegenüber, drehten mir beide halb den Rücken zu und hatten mich offenbar nicht bemerkt. Ich hörte auf zu atmen.

»Scheißpech«, fluchte Matze und warf eine Karte hin.

»Immer ist es Pech«, sagte Mehmet. »Du Spast.«

Meine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit. Aus dem Grau schälten sich einige Gegenstände deutlicher heraus. Eine Petroleumlampe. Ein kleiner Kühlschrank, offen, voller Hefte. Hefte! Waren das *die* Hefte? Lange Stöcke lehnten am Stamm der Tanne. Dick wie meine Unterarme. An einem Ende zugespitzt.

Ich griff hinter mich, nach den Zweigen, die als Tarnung vor dem Eingang hingen. Schob sie vorsichtig auseinander.

»Da bist du ja«, sagte Felix laut und trat neben mich, in den Schein der Lampe. In dem Moment drehten sich die beiden anderen zu uns um.

»Oh«, sagte Felix.

»Ihr kleinen Säcke«, sagte Mehmet ganz ruhig. »Ihr seid so gut wie tot.«

Dann sprangen sie auf. Ich wollte wegrennen. Doch erstens stand Felix im Weg. Und zweitens bewegte er sich keinen Zentimeter.

Der Matze leuchtete uns mit der Lampe in die Augen. Erst sah ich gar nichts mehr, dann schwenkte er den Strahl auf unsere Füße, als hätten wir nicht mehr Licht verdient. Als sich meine Augen wieder beruhigt hatten, konnte ich endlich überschauen, was hier wirklich los war.

Grüne Müllsäcke, die als Tarnung in den Ästen hingen. Umzugskartons, die am Boden als Isolierung dienten. Umgedrehte Weinkisten als Stühle und Tische. Ein kaputter Kühlschrank als Vorratskammer. Überall verstreut alte Kleidung, Stiefel, Hefte, eine Gießkanne, leere Flaschen, der Unterleib einer alten Schauwindowpuppe, grün angemalt, als gehörte er zur Tanne. Nichts

hier war an seinem Platz. Alles war aus der Wirklichkeit entführt worden, seinem eigentlichen Zweck entfremdet. Eine Festung, zusammengebaut aus Müll.

»Wir bringen euch um«, sagte der Matze.

»Wir schneiden euch die Zungen ab!«, zischte Mehmet. »Haben wir schon mal mit jemandem gemacht.« Ich musste grinsen, er schubste mich, nicht fest, aber fest genug, so dass ich auf eines der aus Kartons, Schlafsäcken und Wald zusammengebastelten Feldbetten fiel. Auf meinen rechten Ellenbogen. Das tat weh. Ich unterdrückte einen Schrei. Jetzt bloß keine Schwäche zeigen.

»Wie viele seid ihr?«, fragte Felix.

»Genug.«

»Wir wollen mitmachen.«

»Verpisst euch.«

»Wir können auch Jacky und Hefte organisieren.«

»Du lügst.«

»Ihr habt ja selber nicht mal welche.«

Blicke aus vier Augenpaaren wanderten durch das Lager, die beiden Großen schienen zu überlegen.

»Ich geh klauen, jeden Tag«, sagte Felix.

»Jeden Tag«, sagte ich von meiner niederen Position auf dem Feldbett aus, nur um auch etwas zu sagen. »Der spinnt. Der ist voll krank.«

»Du hältst das Maul!«, sagte Mehmet und trat mir mit der Fußspitze gegen das Schienbein. Mittelfest, aber schmerzhaft.

»Aua«, rief ich.

Felix schaute auf mich herab, als läge ich schon zu lange da und sollte lieber aufstehen als rumheulen. Ein komisches Schweigen trat ein. Man hörte nur noch das Wasser am Wehr in die Tiefe stürzen. Inzwischen war die Dämmerung in Dunkelheit übergegangen. In einer halben Stunde musste ich zu Hause sein.

»Es gibt eine einzige Chance, sich für unsere Bande zu qualifizieren«, sagte Matze. »Ihr müsst eine Mutprobe bestehen.«

»Okay, machen wir«, erwiderte Felix sofort. Seine Wangen waren gerötet, seine Augen geweitet. Er liebte Mutproben.

»Wenn ihr die besteht, seid ihr dabei«, sagte Mehmet.

Felix schaute mich an. Ich nickte. Ich wollte nicht, aber ich nickte.

»Okay, hauen wir ab und lassen die kleinen Ficker hier.« Für Matze schien die Sache klar zu sein, er fing an, die Karten einzusammeln.

»Und was ist jetzt die Mutprobe?«, fragte Felix.

Die beiden Großen hielten inne. *Sie wissen es gar nicht*, dachte ich. Wir hatten sie überrascht.

»Ganz einfach«, begann Matze. Er schien seine Gedanken beim Reden zu formen.

»Ihr bleibt hier«, ergänzte Mehmet schnell, als wäre damit alles gesagt.

»Okay. Verstanden. Und dann?«, fragte Felix.

»Nix, und dann«, sagte Matze.

»Wir können ja schlecht den ganzen Abend hier rumsitzen«, sagte Felix, »also, wir können das schon. Aber dafür braucht man ja keinen Mut.«

Der Matze lächelte ihn böse an. »Recht hast du, kleiner Ficker.« Er griff nach einem der Schlafsäcke, schüttelte ihn aus, warf ihn über ein großes Stück Karton, machte eine einladende Handbewegung, wie ein Page in einem Luxushotel.

»Deshalb werdet ihr auch nicht nur den ganzen Abend, sondern die ganze Nacht hier verbringen.«

Mehmet schlug sofort mit ihm ein. »Geil, Alter. Die Opfer können hier schön übernachten.«

»Morgen früh«, sagte Matze, »sind wir wieder hier und sehen nach, ob ihr noch lebt.«

Sie kicherten. Noch mal High five.

»Keine Tricks!«, rief Mehmet.

»Wir kommen euch abholen«, sagte Matze und sah sich noch einmal im Lager um. »Und wehe, es fehlt irgendwas.«

Dann waren wir allein.

Wir hatten nichts mehr dazu gesagt. Felix vermutlich, weil er darüber nachdachte, was er nach bestandener Mutprobe alles mit der Bande anstellen würde. Und ich, weil ich darüber nachdachte, wie ich ihn von dem Plan abbringen konnte. Er stand in der Mitte des Lagers herum und sondierte die Ausrüstung. Ich saß noch genau dort, wo mich der Matze hingeschubst hatte, auf einer Art Sofa, dem jedoch so viele Teile fehlten, dass es eher einem Haufen Metallschrott im Sommerpelz glich.

»Du hast nichts von übernachten gesagt«, sagte ich. »Wenn ich das gewusst hätte.«

»Wusste ich ja selbst nicht. Aber jetzt sind wir hier.«

»Ich wäre gar nicht mitgekommen, wenn ich das gewusst hätte. Du hast behauptet, sie hätten lauter geile Sachen. Und ein richtiges Lager. Was sollen wir hier? Hier kann man nichts machen!«

Ich war beleidigt, hatte keine Lust mehr, wollte heim.

»Aber ich hätte mich doch niemals ohne dich in so ein Abenteuer gestürzt«, sagte Felix bedeutungsvoll und streckte versöhnlich die Hand nach mir aus. »Du bist der beste Mann für so eine Aktion.« Ich packte zu, wir fassten uns mit den Händen um die Unterarme. So bekam man jemanden am leichtesten hoch, das hatte uns der Sportlehrer gezeigt. Felix half mir auf die Beine. »Du hast ja überhaupt erst den Eingang gefunden. Du siehst Dinge, die andere nicht sehen. Deshalb will ich, dass du immer bei mir bist. Ich brauche so jemanden.«

Er legte mir die Hand auf den Arm, wie sie es im Fernsehen machten, wenn sie etwas sehr ernst meinten. Ich bekam eine Gänsehaut. »Mir ist auch kalt«, sagte er. »Aber die haben Jacken hier. Bundeswehrjacken, echte. Mit Deutschlandfahnen drauf.«

Er kramte in den herumliegenden Klamotten, und ich fragte mich, woher er das so genau wusste, er war doch nie zuvor in diesem Lager gewesen. Schließlich zog er zwei graubraune Parkas hervor. Sie sahen aus wie bis nach Stalingrad getragen. Er gab mir einen, und wir suchten sie nach Blutflecken von Russen ab. Fehlanzeige. Wir zogen sie an, wurden langsam wieder warm. Dann schauten wir nach etwas Essbarem. Wir fanden eine Fahrradklingel, Aldi-Prospekte, zusammengerechnet neun Umzugskartons in verschiedenen Stadien der Verrottung, einen Otto-Katalog, in dem die Dessous-Seiten größtenteils rausgerissen waren, zwei leere Flaschen Jacky, einen Kasten Bier mit dreizehn leeren Flaschen, noch eine kaputte Fahrradklingel, zwei verschlossene Tüten H-Milch.

»Damit haben die Soldaten im Krieg vier Wochen überlebt«, sagte Felix, als wäre das gestern in der Schule drangewesen.

Er gab mir eine. Wir tranken still.

»Stell dir vor, wir wären im Krieg«, fuhr er fort. »Russland. Oder besser noch Vietnam. Mitten im Dschungel. Draußen lauert der Feind. Nur hier drin ist es sicher.«

Aber ich hatte keine Lust, mich auf sein Spiel einzulassen. Die Jacke stank. Der Schlafsack stank. Außerdem hatte ich bei Feldbetten an Betten aus Feld gedacht, an Gras, Heu, gemütlich und warm, warum auch immer. Felix nahm einen Katalog nach dem anderen aus dem Kühlschrank, gab mir die trockenen zur Verstärkung der Betten. Ich versuchte, die Anzeigen mit dem Essen nach unten zu legen, damit der Hunger nicht schlimmer wurde. Ansonsten passierte nichts. Ab und zu rief eine Eule, und solange man das Wasser rauschen hörte, konnte ich mir wenigstens sicher sein, dass die Welt dort draußen noch existierte.

»Wir warten hier einfach, bis der Krieg vorbei ist«, sagte Felix. Er hatte sich damit abgefunden, dass es langweilig werden würde. Er wollte nur die Nacht herumbringen, bis die Jungs wieder auftauchten.

Ich war enttäuscht. Wenn man sich vorstellt, dass man mit seinem besten Freund von zu Hause abhaut, die Nacht in einem geheimen Lager verbringt, dann muss etwas Krasses passieren. Aber die Wirklichkeit war keine Vorabendserie, in der zwei mutige Jungen auf mysteriöse Weise verschwanden. In der Wirklichkeit saßen wir herum, bis die Aufregung abgeklungen war und wir müde wurden. Die Milch in unseren Bäuchen machte uns träge. Wir schliefen ein, auf den Feldbetten, auf den Kartons und Schlafsäcken. Das Letzte, was ich sah, war Felix' Gesicht unter der Lampe.

Ich träumte vom Stauwehr, von einer Leiche, die aussah wie ein Fisch, aber ganz freundlich war und mir etwas Wichtiges mitteilen wollte, nur verstand ich sie einfach nicht, zu undeutlich drangen die Worte unter Wasser zu mir. Da merkte ich, dass ich auch unter Wasser trieb und ein Fisch war, also schwamm ich los, bis ich von einem seltsamen Geräusch geweckt wurde. Ich schlug die Augen auf. Ein Soldat im Krieg. Immer bereit. Die Taschenlampe, die wir in einen Eimer gelegt hatten, damit sie gedämpftes Licht ausstrahlte, brannte nicht mehr. Ich sah nichts. Im ersten Moment dachte ich, ich träumte noch, weil ich eine solche Schwärze, so tief, nicht kannte. Es war, als hätte man mich in ein Tintenfass getaucht.

Nach und nach machte ich die Umrisse der Gegenstände aus, die mich umgaben. Den Stamm in der Mitte des Lagers. Den Kühlschrank. Das Feldbett neben mir – es war leer. Zum ersten Mal, seit wir vom Spielplatz fortgelaufen waren, bekam ich Angst.

»Felix?«, rief ich leise. Meine Stimme klang fremd in der Dunkelheit. »Felix?«, fragte ich noch einmal lauter. Keine Antwort.

Ich richtete mich auf. Tastete mich an dem Stamm der Tanne vorbei zum Eingang des Lagers. Die Nadeln stachen, schützend hielt ich mir die Arme vor das Gesicht. Dann stand ich im Wald.

Alles, das Stauwehr, das Trafohäuschen, der Wald, lag da wie am Abend zuvor. Nur waren es jetzt graue Schemen, Geister, die die Nacht bevölkerten.

»Hallo? Felix? Wenn du jetzt nicht sofort rauskommst, bin ich nicht mehr dein Freund.«

Ich schämte mich sofort dafür. Es war nicht nur weinerlich, sondern auch gefährlich, so durch den Wald zu rufen. Ich kannte doch all die Geschichten. Männer, die kleinen Jungs Geld anboten, wenn sie zu ihnen ins Auto stiegen. Alte Frauen, die vergiftete Bonbons an Kinder verteilten, weil sie ihre eigenen verloren hatten und darüber wahnsinnig geworden waren. Verrückte, die nachts durch die Wälder um den Ort strichen, gesichtslose Gewalttäter, Vergewaltiger und Sadisten und Hexen. Es war Nacht. Ich war allein. Im Wald, am Stauwehr, im Dschungel. Niemand würde mir helfen, wenn mich gleich ein Fremder in sein Versteck verschleppte. Ich kauerte mich hin, wollte mich klein machen, mich verstecken und verschwinden, da packte mich etwas, es schrie, ich schrie.

»Hab ich dich!«, rief es, und ich fuhr zusammen, riss mich los, wollte rennen, kämpfen, sterben, töten.

»... aber ganz schön erschreckt, was?«, lachte Felix.

Als ich morgens aufwachte, war Felix schon wieder nicht da. Zwei Mal würde nicht einmal er denselben Scherz bringen, also musste ich träumen. Ein Albtraum. Ich erwartete ihn draußen, irgendwo herumstreichend. Im Morgenlicht sah das Lager noch erbärmlicher, vermüllter aus. Ich pinkelte an einen Baum. Felix war nirgends zu sehen. Hatte er sich nach unserem Streit in der Nacht davongeschlichen? Oder frühmorgens? Wieso hatte er mich nicht geweckt?

Ich wartete. Auf Felix. Auf den Matze und den Mehmet. Ich kam mir dumm vor. Wie der Einzige, der den Witz des Jahres nicht kapiert. Der im Schwimmbad keine Badehose hat, in der

Unterhose ins Wasser muss. Ich saß vor dem Lager, hatte einen Schuh ausgezogen und warf kleine Steinchen hinein. Niemand kam. Nach einer Stunde stand ich auf, sagte »Arschloch« zu einem Baum und brach auf. Der Weg über das Stauwehr schien jetzt, da ich eine Nacht alleine im Wald verbracht hatte, wie ein Spaziergang. Ohne anzuhalten schaffte ich es über das Tor und den Fluss. *Schade*, dachte ich, *dass Felix mich nicht sehen konnte*.

Auf dem Heimweg stellte ich mir vor, dass der ganze Ort entvölkert sei und ich der letzte Überlebende, der von nun an wild durch die verfallenden Häuser streichen würde. Als ich endlich die Straße wieder erreichte, begegnete mir eine Oma mit Wägelchen und Kopftuch. Sie sagte: »Gestern Nacht sind zwei Jungs verschwunden. Bestimmt ein Triebtäter, ein Ausländer. Noch haben sie ihn nicht. Geh lieber schnell nach Hause.«

Meine Eltern zeigten sich genau so, wie ich es erwartete. »Enttäuscht«, wie meine Mutter in Endlosschleife wiederholte: »Wir sind *enttäuscht*.«

Ich musste nicht in die Schule, sondern zum Arzt. Nur eine leichte Erkältung. Auch ich war enttäuscht. So viel Ärger wegen einer langweiligen Nacht. Aber Felix tat am nächsten Tag so, als wäre nichts passiert. Im Gegenteil. Er piff gutgelaunt durch die Gegend, grinste in sich hinein, war so ruhig wie lange nicht mehr. Wir waren der Mittelpunkt der Schule. Vorher waren wir zwei ganz normale Jungen gewesen. Jetzt hatten wir eine Geschichte. Sie belagerten uns in jeder Pause, bildeten Kreise um uns, bewunderten uns.

»Wo warst du?«, fragte ich ihn, als wir endlich mal alleine waren.

»Im Lager«, sagte er, »im Dschungel. Die ganze Nacht. Oder willst du was anderes behaupten?«

Ich traute mich nicht, nachzuboahren. Der Matze und der Mehmet nickten uns zu, wenn sie uns sahen. Niemand wuss-

te, dass sie dahintersteckten. Wir hatten dichtgehalten. Die anderen wollten alles wissen. Ob wir jetzt Mitglieder der Bande waren. Ob es das Lager wirklich gab. Ob es dort, wie man sich erzählte, einen Fahrstuhl gab und einen Swimmingpool und eine Selbstschussanlage. Das Lager war eine Legende, und wir gehörten nun zu denen, die sie erzählen konnten. Felix sagte immer nur: »Das ist streng geheim. Wenn ich etwas verrate, muss ich mir selbst die Zunge abschneiden.« Aber wir hatten jetzt einen Code. Wann immer wir nicht wussten, was an einem Tag noch passieren würde, sagte einer von uns: »Später. Im Dschungel.« Sogar der Matze sagte einmal zu mir: »Wir sehen uns. Im Dschungel.« Gerade so laut, dass es ein paar andere mitbekamen. Und ganz ernst.

Felix' Mutter holte ihn eine Zeitlang jeden Tag von der Schule ab. Er bekam sogar ein altes Handy, für Notfälle, damit er immer zu Hause anrufen konnte. Er war der Erste in der Schule, der eins hatte. Alle wollten damit Snake spielen. Er ließ nur den Matze dran und mich, manchmal. Er tat so, als wäre das der größte Gefallen, den man von einem Menschen verlangen konnte. Dabei lächelte er wie jemand aus einer anderen Sphäre, fast erleuchtet. Wie jemand, der etwas fürs Leben gelernt hatte.

N I R V A N A

DER POLIZIST SCHAUTE MICH MÜDE aus seinen kleinen dunklen Augen an. Als sei ich zum vierhundertsten Mal hier, als hätten wir dieses Gespräch schon dreihundertneunundneunzig Mal geführt, er in Uniform, mit Schnurrbart, die Mütze neben sich auf dem Tresen, ich blass, in verschwitztem Shirt und Shorts. Als hätte diese kleine Szene immer mit demselben Ergebnis geendet: ein ungespielter Schlussakkord, eine nachhallende Leere, die zur Leere vor unserer nächsten ersten Begrüßung wurde, wenn wir wieder von Neuem anfangen: »I am looking for my friend«, womit unsere Begegnungen einen ewigen Kreislauf bildeten, genau wie das Leben, die Wiedergeburt, die Sterne und der ganze Kosmos, oder woran auch immer ein Kambodschaner wie er glaubte. »Sorry, Mister«, sagte er und würde es bis in alle Ewigkeit sagen, egal wie oft ich fragte, »your friend is not here.«

Es war heiß in der Polizeistube, heißer als draußen, keine Ahnung, wie sie das schafften. Ein einzelner schiefer Ventilator scheuchte ein paar Fliegen durch den Raum, der durch einen Empfangstresen geteilt war, hinter dem an zwei Schreibtischen auf Plastikstühlen zwei weitere Kollegen saßen. Sie alle trugen ordentliche Uniformen und schienen sehr konzentriert nichts zu tun. Mir lief der Schweiß von der Stirn, ich wischte ihn alle zehn Sekunden mit dem Handrücken aus meinem Gesicht, damit ich überhaupt etwas sah. Meine Zunge klebte. Mein Blut dampfte. Ich fühlte mich wie ein Hummer, der mit zugebundenen Scheren langsam gekocht wurde.

Ich steckte das Handy wieder ein.

»Kann ich eine Vermisstenanzeige aufgeben?«

»Sicher, Mister. Einen Moment, bitte.«

Er bückte sich und holte einen rosa Zettel hervor, dann suchten seine Augen nach einem Stift. Langsam wanderten sie die Theke ab, schwenkten auf das oberste Fach, glitten in das Dunkel hinein, blieben kurz an etwas Länglichem hängen, das wie ein Stift aussehen mochte. Dann hüpfen sie weiter, in das zweitoberste Fach. Der Ventilator klapperte. Ein Moskito summte. Und in diesem Moment verstand ich, dass der rosa Zettel völlig egal war. Dass meine Suche hier völlig egal war. Dass ich genauso gut die Hunde der Stadt oder die Wolken befragen konnte.

Die Taxifahrer rund um das Hostel, vielleicht ein Dutzend, die auf Motorrädern, in Tuk Tuks oder verbeulten Autos Fahrgäste einsammelten – ich hatte sie fast alle erwischt. Überall hatte ich nachgefragt, in den umliegenden Shops, die Trikots von Real Madrid und Manchester United feilboten, in einer Drogerie mit Spirituosenregal, in den zwei Supermärkten, vor deren Eingang auf dem löchrigen Bürgersteig lose riesige Bananenstauden standen, bei dem Khmer-Grill neben dem Hostel mit den niedrigen Plastikhockern vor schmierigen Tischen und den großen Rosten, auf denen Hühner und Frösche brieten, in den umliegenden Bars, in der Travel Agency namens »Coconut Tours«. Alle hatten erst gelächelt, dann erschrocken auf mein Handy geschaut, schließlich den Kopf geschüttelt. Jeder zweite schien sich zunächst zu erinnern, kratzte sich am Kopf, machte »ah« und »oh«, holte einen anderen dazu. Dann fragten sie: »French boy, yes?« Nein. Oder: »Last year, yes?« Nein. Und selbst wenn ich irgendeiner Fantasie zustimmte, leerten sich ihre Gesichter schnell. »No, my friend. Sorry, my friend.« Zwar war ich eine Attraktion, die Kinder scharten sich um mich, liefen mir hinterher, sangen mir ein Lied. Aber gesehen hatten sie nichts. Sie

tippten auf das Foto von Felix, wenn ich es ihnen hinhielt, riefen sich etwas zu, das ich nicht verstand, dann krächten sie: »Yes, Mista!« und reckten die Daumen.

So hatte ich an meinem ersten Morgen erfolglos die Straßen des Ortes durchkreuzt, war herumgelaufen zwischen dampfenden Garküchen, Bettlern, Fruchtsaftständen, Motorrädern, Fahrrädern, Schubkarren, Tempeln, Massage-Salons, Rucksackträgern, Fliegen, Bananenstauden, Wasserflaschen, umschlossen von der süßlich riechenden Hitze, die mich zu erdrücken drohte. Hatte schnell aufgegeben, auf keine Linie zu treten, weil kaum ein Quadratmeter Asphalt intakt war und weil ich es mir nur wegen Felix angewöhnt hatte; um zu denken, sein Aberglaube könnte meine Suche beeinflussen, war ich noch nicht verrückt genug. Ich hatte Dutzende Kambodschaner begrüßt, versucht, ihr strahlendes Lächeln und ihre Geste zu erwidern, bei denen sie ihre Handflächen zusammenführten und den Kopf leicht neigten, um ihnen dann zu erklären, was ich wollte. Hatte ihre guten Hinweise und Angebote abgewehrt, nein, er konnte nicht im Hostel sein, nein, er sei nicht zurück nach Germany, ja, in der Travel Agency war ich. Nein, ich wollte nichts kaufen, kein Wasser, keine Melone, keine Mango, keine Kokosnuss, kein T-Shirt, keine Tour, keine Cola, auch nicht für nur *One Dollar*. Alles hier kostete *One Dollar* oder eine spontan erfundene Menge an *One Dollars*. Und nichts gab mir irgendeinen Hinweis, was mit Felix passiert sein konnte. Ich hörte von keinem einzigen Verbrechen, sah keine Polizei auf Patrouille. Alles schien sicher zu sein, die Menschen wirkten aufrichtig. Die jüngeren kleideten sich seltsam modisch, mit Print-Shirts und Flipflops, Caps und bunten Uhren. Die meisten aber waren selbst in der Hitze gedeckt angezogen. Die älteren Männer sahen aus wie der spießige Vater Will Tenner aus der Serie *Alf*: hohe Stirn, ordentlicher Scheitel, sanftes Lächeln, Hemd, Stoffhose, Brille. Wir hatten die Serie als Kinder geliebt. Und uns jedes Mal gestritten,

bei wem wahrscheinlicher ein Melmacianer in die Garage abstürzte, denn nichts wünschten Felix und ich uns sehnlicher als außerirdischen Besuch.

Könnte einer dieser freundlichen Menschen ihm etwas ange-tan haben? Was wusste ich schon. Sprachen sie untereinander ihr melodisches Kambodschanisch, meistens aufgeregt ob meiner Fragen, klangen sie für mich wie Figuren in einem Computerspiel, dessen Prinzip ich noch nicht verstanden hatte. Sie lächelten, sie wünschten mir Glück, sie schickten mich zum nächsten Shop. Einer legte mit mir ein Räucherstäbchen und eine kleine Banane auf den kleinen Altar vor seinem Haus, für die Geister, die Felix vielleicht festhielten. Einer sagte: »Do you go police?« Ich nickte. »Police better in Thailand«, dann formte er mit seinen Händen einen dicken Bauch, »here police eat too much.« Einer glaubte, mein Freund sei sicher bei einem *girl*, und wollte mir auch eins anbieten. Eine Frau sagte, ich sei zu dünn, und wenn ich nicht bei ihr eine Suppe äße, würde ich auch bald verschwinden. Ein anderer nahm mich am Handgelenk, nachdem er das Foto von Felix gesehen hatte, redete mir aufmunternd zu, führte mich um die Ecke, wo in einer Bar drei Weiße saßen und Karten spielten. Der, der gerade verlor, hatte Locken wie Felix, war aber zwei Köpfe größer und zehn Jahre älter.

Vier Wochen war er nun weg. Die Spur war kalt. Einer von Hunderten Weißen jeden Monat, die bei dir auf dem Moped saßen, Melone gekauft, eine Tour gebucht haben – er war schneller vergessen als das Wetter von gestern, das sowieso immer gleich war. Sogar einen Bettler, der beinlos an einer Mauer lehnte, sprach ich an. Sein Blick wirkte klar, er hatte den ganzen Tag nichts zu tun, und Felix gab Bettlern oft etwas. Ich beugte mich zu ihm, hielt ihm das Handy vors Gesicht, da packte er meinen Unterarm, hielt sich fest, als wollte er sich hochziehen an mir, »good good«, sagte er, »good good«. Er stank nach Kot, ich wollte mich losreißen, aber er hielt mich mit einer erstaunlichen

Kraft fest. Ich würde nicht loskommen, ohne ihn umzuwerfen, mitzuschleifen, ich schaute mich um, niemand beachtete uns, da ließ er plötzlich los und schaute weg.

»Good friend«, sagte er wie zu sich selbst.

Die Polizeistation hatte ich mir bis zum Schluss aufgehoben, erst wollte ich noch beim einzigen Krankenhaus nachfragen, das ein wenig außerhalb lag. Schwitzend war ich hingestapft, die staubige Straße entlang, zahlreiche Angebote für eine Fahrt im Tuk Tuk ablehnend und mit dem festen Vorsatz, dort keinen Felix zu finden, keine Mumie unter lauter Verbänden, keinen reglosen Körper, der nach Desinfektionsmitteln roch. Ich war zur Aufnahme gegangen, hatte seinen Namen auf einen Zettel geschrieben, sein Foto gezeigt, und die ganze Zeit hatte die Krankenschwester den Kopf geschüttelt, »no Western people here«, und ich glaubte ihr. Erst danach schlug ich den Weg zur Polizei ein. Als ob ein Verbrechen als Grund für Felix' Verschwinden unwahrscheinlicher würde, je später ich seine natürlichen Feinde aufsuchte.

Die Wache lag nur ein paar Häuser vom Hostel entfernt. An der Fassade hing die kambodschanische Nationalflagge: ein weißer Palast auf rotem Grund, darüber und darunter ein blauer Streifen. Der Himmel und das Meer? Und das Rote war das vergossene Blut? Ich sah dem Polizisten zu, wie er das Formular ausfüllte mit allem, was ich ihm sagen konnte. Er war plötzlich sehr dienstlich, als würde ihn das Schreiben motivieren, mich ernster zu nehmen, als würde er sich nun doch um seine Wiedergeburt sorgen und ein weiteres Leben als Polizist fürchten. Er schob mir das Papier zum Unterschreiben hin, legte den Stift daneben und musterte mich.

»Hatte dein Freund Probleme?«

Er war der erste Kambodschaner an diesem Tag, der nicht lächelte.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich und überflog meine Angaben noch einmal.

»Also hatte er vielleicht Probleme.«

»Er ist verschwunden, irgendetwas muss ja passiert sein.«

»Probleme mit der Polizei?«

»Ich glaube nicht.«

»Probleme mit Drogen?«

Der Polizist funkelte mich jetzt aus erstaunlich wachen Augen an. Ich sagte nichts.

»Probleme mit Drogen machen oft Schulden, und Schulden machen oft, dass ein Freund aus Deutschland kommt und hilft.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Und wenn, dann geht doch der Freund nicht direkt zur Polizei, oder?«

»Du bist nicht direkt hierher gekommen. Du hast erst alle anderen gefragt.« Nun lächelte er doch. »Du gehst den ganzen Tag hier herum und machst alle nervös. Warum?«

»Ich suche meinen Freund«, sagte ich, den Stift noch in der Hand, das Blatt mit den kambodschanischen und englischen Schriftzeichen vor mir. *Missing Person*, stand darüber.

»Vielleicht suchst du deinen Freund auch, weil er dir Geld schuldet?«, sagte der Polizist. Seine beiden Kollegen blickten mich von ihren Schreibtischen aus an. Sie schwitzten nicht. Seit wann hörten sie zu?

»Vielleicht brauchst *du* das Geld dringend, weil du Schulden hast? Wegen Drogen?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Niemand kommt hierher und sucht seinen Freund. Alle kommen her und wollen Spaß. Sie wollen Spaß kaufen. Oder sie wollen Spaß *verkaufen*. Keiner sucht jemanden. Keiner findet jemanden. Willst du Spaß kaufen? Oder Spaß verkaufen?«

Er legte mir eine Hand auf den Unterarm, ganz sachte. Sie war leicht, trocken und angenehm. Nicht wie die Hände draußen, die ich im Hostel geschüttelt hatte, die auf der Straße auf

Motorroller zeigten, *hello my friend, wanna ride?* Die winkten und einen am Arm fassten, *hello Mister, ice cold Beer, one Dollar!* Sie waren die *One Dollar Army*, dachte ich, und niemand würde sie aufhalten.

»Hello Mister«, sagte der Polizist, »ich spreche mit dir. Spaß verkaufen?«

Ich räusperte mich. Bog den Rücken durch. Ich war größer als er, fast einen Kopf. Hatte er mich so billig eingeschüchtert? Wollte er Geld? Sollte er sich um Väter kümmern, die ihre Kinder für sich arbeiten ließen, um Bettler, die sich einschissen, um die Typen, die mir Drogen hatten verkaufen wollen und die mich sicher abgezogen und vielleicht sogar ausgeraubt hätten, wäre ich mit ihnen gegangen. Was war mit deren Karma, deren Wiedergeburt?

»Kein Spaß«, sagte ich, »das ist kein Spaß. Mein Freund ist verschwunden, irgendwo hier, vielleicht auch woanders. Und ich muss ihn suchen. Wenn Sie mir nicht helfen wollen, okay. Aber ich habe keine Zeit für Spiele. Und ich habe nichts Falsches getan.«

Ich legte den Stift neben den rosa Zettel, nickte dem Polizisten zu und ging. Ende des Kreislaufs. Keine Wiedergeburt mehr. Nirvana.

Das Erste was mir auffiel, als ich zurück im Hostel war: Es wurde viel gegähnt. Niemand musste aufstehen, aber alle waren müde. Die Hitze und das Geräusch der Wellen, die ans Ufer schwappten, schienen die Menschen träge zu machen. Wenn sie sich nicht angähnten, nickten sie sich nach einem komplizierten System zu: Alle nickten den Angestellten zu, die waren irgendwie wichtig, und natürlich grüßten alle Dita, denn sie war der Chef. Neuankömmlingen wurde nur zugnickt, wenn sie besonders interessant und weitgereist aussahen, lange Rastas hatten oder viele Tätowierungen. Wer am Abend zusammengesessen

hatte, begrüßte sich morgens, und ein »Hey, man, what's up?« war beim Erstkontakt angebracht, benötigte aber keine Antwort. Es wurde generell eher wenig gesprochen, man lag in seiner Hängematte, gähnte und nickte und schaute die meiste Zeit auf sein Smartphone. Nach Routen, Hostels, wie es zu Hause lief und vor allem nach dem Wetter. Es sollte regnen, also musste man Touren umplanen und ansonsten: abhängen. Zwischen- durch versuchte man, eine Mindesthygiene zu halten, die jedoch spätestens an den Füßen scheiterte. Alle hatten dreckige Füße. Einer, die an mir vorbeilief, klebte sogar eine Zwiebelschale an der nackten Fußsohle, sie ließ sich in einen Sitzsack fallen, holte ihr Handy aus einem Täschchen, und irgendwann fiel die Schale von selbst ab. Ich hatte sie schon nach Felix gefragt, sie war uninteressant für mich, so wie alle anderen, die hier abhingen. Das waren die drei Dinge, die wir als Speerspitze des Individualismus gemeinsam hatten: Wir gähnten unsere Smartphones an. Unsere Füße waren dreckig. Und wir hatten Felix nicht gesehen.

Dieser Moment, wenn ihn die Menschen betrachten, sein Foto auf meinem Handybildschirm, ich nach rechts wische, zum nächsten Foto, und wieder zurück, dann das eine Video starte, das ich von ihm habe, es ist nur kurz, Felix sitzt auf einem Stuhl in meiner Wohnung, sieht von unten in die Kamera, fragt: *what's up?* – ich nehme dieses Video, weil er Englisch spricht, und eins reicht, wer ihn jetzt nicht erkennt, hat ihn nie gesehen ... In diesem Moment haben sie alle den gleichen blanken Ausdruck im Gesicht. Sie schauen hin, denken nach, und dann schalten sie ab, weil sein Anblick nichts in ihnen auslöst, und die Millisekunde vor dem Kopfschütteln, alle schütteln sie den Kopf, sie ist die eigentliche Folter, weil ich die Hoffnung, dass endlich einmal jemand bedeutungsvoll nickt, mir hilft und mich weniger allein sein lässt mit seinem Verschwinden, einfach nicht abschalten kann, auch nicht will.

Und jedes Mal entschuldige ich mich im Stillen dreifach. Bei

Lea, dass ich meine, nein, unsere Zeit hier verschwendete. Bei seiner Mutter, dass ich ihn nicht schneller heimbrachte. Und bei ihm für etwas, das ich noch nicht benennen konnte.

Ich suchte mir einen ruhigen Platz, zog nun selbst mein Smartphone hervor.

Wie läuft es?, schrieb Lea. Warst du gestern betrunken?

Ich entschied mich für die Wahrheit. *Ein wenig. Und es läuft gar nicht. Keine Spur. Wie vom Erdboden verschluckt. Wobei der ihn doch sofort angewidert ausspucken würde ...*

Haha. Polizei?

Nichts. Wie erwartet.

Taxifahrer, Bars, usw.?

Nichts. Ich war überall.

Mist.

Ja ...

Und wie geht's dir?

Okay. Kein guter Ort hier. Aber man kann es aushalten. Wenn man viel kiff.

Und, kiffst du?

Das ist VERBOTEN. Und ich habe seit Jahren nicht gekiff.
Wieso sollte ich hier wieder damit anfangen?

Verstehe. Machst du dir Vorwürfe, weil du nicht noch mal mit ihm geredet hast?

Wann?

Nach eurem Streit.

Das war sein Streit.

Das wird er anders sehen. Er wollte schließlich mit dir reden.

Hat er aber nicht. Er hat mir nur mitgeteilt, dass er fährt. Allein.

Hast du ihn gefragt, warum?

Nein, mache ich aber, wenn ich ihn finde. Auf einmal stand Dita vor mir, mit einer Plastiktüte voller Kleidung. *Muss weiter.*

Kuss.

Kuss.

»Ich hatte es komplett vergessen, als du aufgetaucht bist, aber eben ist mir das hier aus einem Schrank vor die Füße gefallen.« Ich sprang auf und griff nach der Tüte. »Sind nur Klamotten«, sagte sie, als ich den Inhalt auf meinen Stuhl kippte, »hat er wohl nicht mehr gebraucht.«

Ich sah auf den ersten Blick: Sie gehörten Felix. Eine Daunenjacke, ein Pulli und eine lange Hose. Genau die Sachen, die man mitnehmen muss, wenn man in Deutschland im Kalten startet und vermutlich ins Kalte wieder zurückkehrt. Unnötiger Ballast auf einer Reise durch Südostasien.

»Hat er irgendwas dazu gesagt?«, fragte ich.

»Nein. Hätte ich dir erzählt.«

Sie ist genervt, dachte ich. Wie oft wohl jemand hier etwas liegen ließ, deponieren wollte und versprach, es später abzuholen und dann nicht kam?

»Danke«, sagte ich und stopfte die Sachen zurück in die Tüte.

»Willst du die Sachen nicht mitnehmen?«

Nein, dachte ich. »Doch«, sagte ich. »Später, okay?«

Sie zuckte nur mit den Achseln. »Das sagen alle und meinen eigentlich: *nie*. Vermutlich sehe ich auch dich und deinen Freund nie wieder und vergesse euch irgendwann. Wie all die anderen.« Sie fixierte einen unbestimmten Punkt in der Ferne, schien abzudriften in ein anderes Land, eine bessere Zeit. »Vielleicht, weil inzwischen alle das Gleiche machen, das Gleiche sehen und deshalb auch das Gleiche erzählen. Immer entlang der üblichen Routen: Start in Hanoi, Halong Bay, von dort aus nach Süden, Hoi An, Hué, dann vielleicht noch bisschen Süd-vietnam, das aber schon von Russen und Chinesen versaut ist. Die meisten fahren direkt weiter nach Laos, Don Det, zu den viertausend Inseln, Lang Prabang ... Vangvieng haben sie vor

ein paar Jahren dichtgemacht, weil zu viele verballerte Australier beim Wassersport ertrunken sind, kommt aber langsam wieder.«

»Und hier? In Kambodscha?« Ich hoffte auf irgendeinen Hinweis.

»Kambodscha ist kein Nummer-Eins-Ziel, hier rasen sie alle durch Angkor Wat, zehn Tempel in zwei Tagen, schauen sich pflichtbewusst die Killing Fields bei Phnom Penh an, und dann ab auf die Inseln, chillen. In Thailand zieht vor allem der Strand, da ist höchstens ein Abstecher von Bangkok aus mit dem Zug nach Chiang Mai drin und weiter nach Pai, weil da Hippies in freier Wildbahn zu sehen sind.« Sie lachte kalt. »Die ganz Verrückten schaffen es bis ins goldene Dreieck und suchen Opium. Inzwischen fahren viele auch nach Malaysia und Myanmar, weil die Strände dort noch leer sind. Das nennen sie dann Abenteuer. Aber sie steigen alle in denselben Hostels ab, die immer dieselben Touren anbieten. Ein bewährtes Konzept, die Leute sind zufrieden, wir verdienen unser Geld, und niemand will in den zwei Tagen, die er pro Ort hat, groß überlegen müssen, was er anschaut und was nicht. Wer wirklich etwas Einzigartiges erleben, sich abheben will, der muss aus dem Karussell ausbrechen, etwas riskieren. Alle anderen sind Lemminge.«

Luca war während ihres Monologes in ihrem Rücken aufgetaucht, hatte mir ein Peace-Zeichen gegeben und wissend gelächelt.

»Mamadita, ist ja gut«, unterbrach er sie. »Der Junge will nur seinen Freund finden, keine Lektion von einem lebenden *Lonely Planet*.« Er wandte sich an mich: »Ehrlich, Mann: Vermutlich hat sich dein Kollege mit dem Yellow Fever angesteckt und liegt jetzt irgendwo rum und stöhnt.«

»Wie schlimm ist das?«, fragte ich erschrocken.

Beide lachten.